

Zieht man nach dem Gesagten Bilanz, so leuchtet ein, warum man Conways Bericht überfordert, wenn man ihn mit der langen Elle der Gesamtdarstellung mißt. Er ist das weder für die Kirchenverfolgung auf der einen noch für die Kirchenpolitik auf der anderen Seite. Was der Leser vor sich hat, ist eine lebendige, nie langweilige, engagierte, aber durch zu viele Unschärfen, Irrtümer und Verzeichnungen getrübbte Schilderung einiger Aspekte der Auseinandersetzung des NS-Regimes mit den christlichen Kirchen. Dem Autor bleibt das

Verdienst, das Forschungsinteresse auf die Gestalt von Hitlers Kirchenminister gelenkt zu haben.

Angesichts so schwerer Passiva fragt es sich, ob man dem Werk mit der Übersetzung ins Deutsche einen Dienst erwiesen hat. Daß es überseeisches Informationsbedürfnis an das Thema Kirchenkampf heranzuführt, mag hingenommen. An den Schauplatz der Ereignisse übertragen, kollidiert es jedoch mit den Tatsachen. Gesamtdarstellungen bleiben also weiterhin gefragt.

Ludwig Volk SJ

Golo Manns „Wallenstein“

In einer Zeit schwindenden Geschichtsbewußtseins ist es Golo Mann gelungen, eine Lebensgeschichte Wallensteins zu schreiben¹, die trotz ihres Umfangs offenbar nicht das von manchen Auguren erwartete Schicksal eines in Bücherschränken eingesargten Klassikers erfährt, sondern passionierte Leser findet. Dies ist um so erstaunlicher, als der gewaltige Stoff ohne popularisierende Vereinfachung und künstliche Dramatisierung dargeboten wird. Golo Manns Werk, in dem das umfangreiche Quellenmaterial sorgfältig verarbeitet ist, stützt sich in jedem Detail auf Forschungsergebnisse. Es ist alles andere als Geschichtsklitterung, aber auch keine von historischen Studien inspirierte Dichtung, die Authentisches durch Phantasie und Intuition ergänzt. Darin unterscheidet es sich schon der Gattung und Methodik nach von den epischen Arbeiten einer Ricarda Huch, der „Poetin-Geschichtsschreiberin“, die „durch keine überschwere Gelehrsamkeit verderbte, intuitiv urteilende...“, die so viel um ihren Helden wußte“, um mit Mann zu sprechen (974, 1189). Gegenüber noch so geglückten Ausflügen auf dem Pegasus in die Historie, zu denen gerade die geheimnisumwitterte Gestalt Wallensteins immer wieder verlockt (in unserem Jahrhundert ist neben Ricarda Huch auch Alfred Döblin zu nennen), hat Golo Mann seine

eigene Position entschieden abgegrenzt: „Wir dienen jedoch der Wissenschaft, nicht der Poesie“ (732).

Sein Dienst an der Wissenschaft vollzieht sich freilich auf besondere Weise; denn Golo Mann fühlt sich nach seinen Worten (Interview im „Zeit Magazin“) nicht nur als „später, besserwissender Beobachter“, der den Forschungsgegenstand aus kritischem Abstand betrachtet, sondern will zugleich „selber im Strom des Geschehens schwimmen“, sich der geschilderten geschichtlichen Epoche vermählen, als sei er „dabeigewesen“, und somit detaillierte Analyse und engagierte Vergegenwärtigung in seiner Erzählung amalgamieren. „Wallenstein, sein Leben erzählt von Golo Mann“ – der Titel hat seinen Sinn, denn der Autor ist ein geborener Erzähler und darin ein Sohn seines Vaters, mag er auch – von einigen formalen Anklängen abgesehen – eigene Stilmittel verwenden. Seine Sprache ist nicht ganz frei von Umständlichkeiten, kann aber zupackend und scharf sein, andererseits mitunter ins Lyrische übergleiten; alles in allem ist sie wohl weniger elegant als die des „Zauberers“ und nicht von dessen milder Ironie geprägt. Doch beherrscht er wie Thomas Mann die Kunst, den – gelegentlich etwas altväterlich angesprochenen oder ins „wir“ einbezogenen – Leser ins Vertrauen zu ziehen. Vor allem versteht er es, Kolorit und Ambiente der geschilderten Zeit und ihrer Menschen zu vermitteln. So schließen sich sinnvoll

¹ Golo Mann, Wallenstein. Frankfurt: Fischer 1971. 1367 S. Lw. 38,-.

gewählte Details zu einem Gesamtbild zusammen; so werden das krause Barock der Urkunden, aber auch die Äußerungen der agierenden Personen ohne Veränderung der Substanz und in ihrer charakteristischen Diktion in den Text eingearbeitet. Einen Sonderfall bilden die beiden „Nachtphantasien“, die fingierte, jedoch ebenfalls auf Quellenmaterial basierende Selbstgespräche Wallensteins wiedergeben.

Durch dies alles entsteht, was Hofmannsthal eine „Atmosphäre“ zu nennen pflegte – jene Faszination, die sich bei aufmerksamer Lektüre einstellt und vor allem den Erfolg des Buchs erklären dürfte. Diese Qualität wird dem Leser besonders deutlich, wenn er den etwas früher erschienenen „Wallenstein“ des Historikers Helmut Diwald (Bechtle Verlag 1969) zum Vergleich heranzieht: eine sauber gearbeitete, gut aufgebaute und zu klaren Ergebnissen gelangende Arbeit, der es jedoch an solcher Ausstrahlung fehlt. Ist aber nicht gerade sie verdächtig? Gut geschriebene und eingängige Lebensgeschichten pflegen den Argwohn der Zünftigen zu erregen. Im Zug der gegenwärtigen positivistischen und strukturalistischen Tendenzen werden sie besonders von progressiven Wissenschaftlern aufs Korn genommen, die denn auch Manns „im Persönlichen zentrierende“ Betrachtung der Geschichte am liebsten durch die Methodik der „rationalen kritischen Sozialwissenschaft“ ersetzt sähen (F. Kopitsch, „Frankfurter Rundschau“ vom 20. 11. 71), ja dem Autor – selbstredend neben der angeblichen „Flucht in die Literatur“ – eine „agnostische Zerstörung des Erkenntnisinteresses“ und „Irrationalisierung des geschichtlichen Gegenstands“ zum Vorwurf machen (Rüdiger Landfester, „Badische Zeitung“, v. 27. 11. 71).

Solche Attacken rühren an Grundsätzliches. Wie Golo Manns ausdrückliche Antwort hierauf ausfallen würde, läßt sich schon aus Motivation und Art seiner Darstellung herauslesen. Während Progressive vom Schlag Landfesters „die allgemeine Dehistorisierung des öffentlichen Bewußtseins“, die „zielstrebige Entfernung der Geschichte aus den Lehrplänen“ als Errungenschaft feiern, liegt Manns

Konzeption auf der Linie der großen deutschen Historiker. So möchte er wie Ranke – wenn auch mit reichhaltigerem und verfeinertem Instrumentarium – feststellen, wie es wirklich gewesen ist, möchte der Zeit Wallensteins, vor allem aber ihm selber „ganz nahe“ kommen. Zugleich ist er sich darüber im klaren, daß sich die Wirklichkeit der Geschichte nicht in abstrakte Gesetzmäßigkeiten, in ein von natur- oder sozialwissenschaftlichen Kategorien bestimmtes Regelsystem einzwängen läßt: daß sie hierdurch reduziert, ja ihres wahren Gehalts beraubt würde, da sie es nicht mit kalkulierbaren Rechengrößen, sondern mit konkreten Menschen zu tun hat, zu deren Entschlüsselung auch die gängige Psychologie nicht das Letzte beitragen kann. „Zu solch geradliniger Psychologie sind wir unentschlossen, zumal einem Menschen gegenüber, der nicht nur andere in die Falten seiner Seele nicht schauen ließ, sondern vor sich selber scheute“ (327). „Ein Nest von Widersprüchen wird jede lebende Seele, sobald man sie beschreiben will“ (543). „Nach aseptisch gereinigten Motiven und Gegenmotiven geht es in unserer Welt nicht zu“ (1090). Solche Sätze sind kennzeichnend für den Realismus des Autors, der ihm von „linken“ wie von „rechten“ Wissenschaftsgläubigen zu Unrecht verübelt wird.

Bisher war vorwiegend von der Methodik dieser Geschichtsschreibung die Rede; wie steht es mit ihren Ergebnissen? Zunächst zum Wallensteinbild. Man wird sagen können, daß Golo Mann die schon von Schiller und Ranke gezeichneten Konturen nicht grundlegend in Frage gestellt, wohl aber ausgefüllt und konkretisiert hat. Legt man das Buch aus der Hand, so hat man von diesem „sonderbaren Leben, dem alles Erzählte gilt“ (482), eine durchaus plastische Vorstellung, gerade weil der Verfasser auf eindeutige, aber nicht erschöpfende Formeln verzichtet. Wieder drängt sich ein Vergleich mit der Biographie Diwalds auf. Diwald zieht auf der letzten Seite das Fazit, Wallenstein sei ein „klarer Träumer, ein rationeller Geist“ gewesen; rätselhaft an ihm sei allenfalls die „überlegene Klugheit“. Golo Mann macht es sich nicht so einfach.

Zwar ist auch er fasziniert vom rationalen Denken und vom Ingenium dieses militärischen Organisators, Administrators und Politikers, der in manchem schon das aufgekklärte 18. Jahrhundert vorwegnahm und vor allem Ansätze einer Reichspolitik konzipierte, deren Scheitern die Mitte Europas um Jahrhunderte zurückwarf. Trotzdem ist seine Wallensteindarstellung keine Apologie, geschweige denn ein „Plädoyer auf bedingungslose Unschuld“ (A. Mirgeler, „Merkur“ 1972, H. 3, 294). Er verschweigt und beschönigt keineswegs die negativen Eigenschaften des „Helden“: seine Unbarmherzigkeit, Geldgier, den Mangel an Großmut und Güte; er kennt nicht allein den „rationalen“ Staatsmann und Feldherrn, sondern auch den Sterngläubigen, der sich auf seine Art einer höheren Macht unterwarf, ja den „armen, träumenden Wallenstein“, den Illusionisten, der „niemals ein Menschenkenner“ gewesen ist und am Ausgang seines meteorhaften Daseins bei schwindenden Kräften immer mehr die Fühlung mit der Realität verlor, die Möglichkeiten seiner Position überschätzte und mit Verrat spielte, ohne ihn bedenkenlos und wirksam in Szene zu setzen. Golo Mann sucht somit die Widersprüche dieser wenn nicht rätselhaften, so doch im letzten verschlossenen und unberechenbaren Natur nicht aufzulösen.

Wer einen „Wallenstein“ schreibt, muß – da es sich um eine Schlüsselfigur der Epoche handelt – zugleich ein Zeitbild geben und die vielfältigen Verflechtungen des geistigen und politischen Geschehens aufzeigen. Was die im weiteren Sinn politischen Aspekte angeht, bewältigt Golo Mann diese Aufgabe überlegen. Von Anfang an macht er den Leser mit der näheren und weiteren Umwelt der Hauptperson vertraut, ohne daß der Bezug zu ihr verloren ginge, was freilich zur Folge hat, daß der gewaltige Stoff nicht in Lehrbuch-Systematik präsentiert, sondern in die einzelnen Lebensabschnitte eingewoben wird. Wallensteins Schicksalsweg ist somit der Ariadnefaden, der den Leser durch die verworrenen Zeitläufe geleitet.

Dies alles wird nicht abstrakt, sondern in der Verflechtung von Allgemeinen und Per-

sönlichem beschrieben; nacheinander treten die unzähligen Akteure und Statisten des Dramas ins Rampenlicht. Obwohl Golo Mann keine geschlossenen „Lebensbilder“ in seine Erzählung einarbeitet, werden einige Gestalten besonders lebendig: So Hans Georg von Arnim, Kriegsmann und Diplomat, ein deutscher Patriot in vielen Verkleidungen, der immer wieder – noch im Sterbejahr als Verhandlungsführer der protestantischen Kurfürsten – Wallensteins Weg kreuzte; so Herzog Maximilian I., Wallensteins kongenialer Gegenspieler im katholischen Lager, dessen „Hochmut bedrückt wurde von Pflichtgefühl und Gottesangst“: ein Hüter der Tradition, der als Herr von Bayern – „Wachstum und Erbe von Jahrhunderten“ – vor dem Herrn von Friedland, dem nur in der Gegenwart lebenden Homo novus, die „Dimension der Vergangenheit“ vorausgehabt habe.

Diese „Dimension der Vergangenheit“ kommt in dem Buch noch an anderen Stellen zu ihrem Recht. So etwa, wenn gleich zu Beginn (47 f.) vom Glauben der Untertanen an die gottgefügte Ordnung, von der „Heiligkeit des Amtes und der Amtsträger“ die Rede ist, die alles zusammengehalten habe. Das Pauschalurteil, diese Darstellung des dreißigjährigen Kriegs sei in noch stärkerem Maß als die Schillersche von der Aufklärung her geschrieben worden (Mirgeler), ist von daher jedenfalls unberechtigt. Die katholische wie die evangelische Seite werden von Mann abgewogen und differenziert beurteilt. So nimmt sich etwa die „böhmische Revolution“ in seiner ungeschminkten Schilderung nicht als Ruhmestat aus und auch Gustav Adolf verliert etwas von seinem Nimbus; andererseits werden zwar politische Intrigen der Jesuiten öfters kritisiert, doch heißt es auch über sie: „In der Gefahr, da fand man sie; sie pflegten die Pestkranken und starben dabei, Gottes gehorsame Soldaten. Auf manchem Feld waren sie Erhellere, Aufklärer, viel eher als Verdunkler“ (69). Schiller oder Voltaire hätten solche Sätze nicht schreiben können!

Allerdings wäre dieser „Wallenstein“ nicht entstanden, wenn das 18. Jahrhundert nicht hinter uns läge und heute noch fortwirkte.

Bei Golo Mann wird Toleranz im Sinn Lessings sehr groß geschrieben, Glaubenseifer und Konfessionsstreit nur unter einem negativen Aspekt gesehen. Naturgemäß fällt daher das Urteil über Wallensteins Epoche sehr hart aus: „Christentum, so wie die Gründer es gedacht hatten, und die Menschen, so wie sie im frühen 17. Jahrhundert waren..., können ja im Ernst nicht aneinander gemessen werden.. Im Alter wirkte Wallenstein am ehesten christlich oder versuchte es doch, gerade darin, daß er kein guter Christ war, nämlich kein Fanatiker und gleichgültig gegenüber dem Konfessionsstreit“ (101). Offenbar kommt hier der „späte besserwissende Beobachter“ zu Wort, nicht der retrospektiv Mitfühlende, der „im Strome der Zeit“ schwimmt. Gewiß fällt es heute – sei es im Zeichen der Glaubensindifferenz, sei es angesichts einer sich anbahnenden ökumenischen Gesinnung – nicht leicht, eine Haltung nachzuvollziehen, die sich durch Glaubensunduldsamkeit, aber auch durch Glaubensintensität auszeichnete. Reformation und Gegenreformation sind indessen mit ihren starken Schatten-, doch auch Lichtseiten ohne solche absoluten Impulse nicht zu verstehen.

Golo Mann dürfte dies alles nicht bestreiten; doch bringt es seine schon gekennzeichnete Einstellung mit sich, daß er die religiösen Wirklichkeiten im wesentlichen von außen sieht, infolgedessen an ihre positiven Aspekte kaum herankommt und sie vielmehr – darin Pragmatiker wie sein Wallenstein – an ihren zugegebenermaßen oft verheerenden Auswirkungen mißt. Damit dürfte auch zusammenhängen, daß er für eine Gestalt wie Kaiser Ferdinand II. kein Verständnis aufbringt, zwar über dessen Handlungen durchaus objektiv berichtet, ihn zum Beispiel hinsichtlich seines Vorgehens gegen den „Verräter“ Wallenstein für gutgläubig erklärt, im übrigen aber vorwiegend negativ charakterisiert: „der fromme, gemütliche, faule, zähe Ferdinand“ „mit der gewohnten, wehmütig giftigen Pe-

danterie“ (730, 744). Schließlich spricht er ihm gewissermaßen die geistige Eigenexistenz ab: „Der Kaiser, was wir uns so zu nennen gewöhnt haben, dieses heilige Phantom, für welches seit dreizehn Jahren so viele Blut- und Brandopfer waren gebracht worden, diese Kunstfigur, hinter der ein Schwarm mit steigender Wut intrigierender Rat-Einbläser sich verbarg – Ferdinand II.“ (106 f.).

Ist das wirklich ein sachgemäßes Urteil über diesen Habsburger, der trotz allem kein Baal oder Huitzilopochtli, sondern der glaubensbesessene Diener einer großen Sache gewesen ist? „Ferdinand... war der römisch-deutsche Kaiser und seine Mission war, die Deutschen in die Weltverbindung mit Rom zurückzuführen. Neben seinem harten Ernst wirkte des Königs von England Politik beinahe händlerhaft heidnisch... In seiner ökumenischen Würde stand er für die Rettung der tridentinisch, scharf und kämpferisch gewordenen Welt des Mittelalters. Seine in der Schulung der Jesuiten verbrachten Jugendjahre hatten seinen Entschluß felsenfest ummauert... Mochten die deutschen Länder darüber zu Grunde gehen, niemals war der gegenreformatorische Wille so einheitlich wie in diesem Habsburger. Ein ungeheurer letzter Versuch bedeutete sein Werk, im deutschen Sprachgebiet religiöse Einheit zu schaffen.“ Diese Sätze Carl J. Burckharts aus dem ersten Band seines „Richelieu“ (198 f.) dürften Ferdinands II. geschichtlicher Bedeutung besser gerecht werden.

Ein Kritiker muß sich vor leichtfertigen Verallgemeinerungen hüten. Der temperamentvolle Ausfall gegen den Kaiser der Gegenreformation ist eine Ausnahme in Golo Manns ungewöhnlichem Buch, das gerade in seiner Ausgewogenheit und ausgereiften Differenziertheit, dem behutsamen Herantasten an eine entschwundene Wirklichkeit eine große historische Leistung darstellt und fortan das Wallensteinbild bestimmen dürfte.

Oswalt von Nostitz